

Berliner Tageblatt



mit „Zeitgeist“

Redaktions-Verlag: Theodor Wolff in Berlin.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Eufbarkeit.

F. E. Der Ausschuss der Berliner Stadtverordnetenversammlung hat nun den Entwurf der Lustbarkeitssteuer zu betrachten. Die Herren werden sich dabei in diesen jenseitigen Junitagen ein wenig als Märtyrer fühlen und den trockenen Gegenstand mit manchem Glase des wieder sehr modern gewordenen Weibiers ansteuhen. Aber sie werden auch die entschlossene Etira von Männern zeigen, die durchaus etwas zu Stande bringen wollen. Man muß damit rechnen, daß die Lustbarkeitssteuer kommt. Sie kommt, weil der Stadtkassier, wenn nicht heute, so doch morgen Geld braucht. Sie kommt, weil andere Städte sie haben, und weil die größte Stadt im Reich und in Preußen seit langem gewohnt ist, sich ihre kommunalen Einnahmen von der immer gefährlichen Provinz vorfinden zu lassen. Sie kommt, weil sie im Grunde eine vernünftige Steuer ist. Denn wenn es uns oft und mit Recht überaus hart erscheinen mag, daß auf unsere Arbeit so viel Zoll für das allgemeine Wohl gelegt wird, so können wir im Grunde nichts dagegen einwenden, daß wir von unserer Vergnügung etwas abgeben sollen.

Aber das Projekt, wie es im Magistrat hergestellt worden ist, beweist, daß man im Noten Hause eine ganz allgemeine, typisierende, nuancenlose, und darum total falsche Vorstellung von dem Wesen der „Lust“ und ihrer steuerrechtlichen Verwertbarkeit hat. Dem Stadtkassier scheint es egal zu sein, ob jemand seinen Drang nach geistiger Aufregung in einem Tanzbühnen- oder in einem pharmonischen Konzert, in einem der gräßlichen Klendörpe oder in Hebbels Judith betätigt. Er befiehlt das „Dreimal zum für den Großen“ und die neunte Symphonie mit dem gleichen Wohlmut und Jöben, der dem Spasmodiker ist, macht auch dem Stadtkassierer Herrn Steiniger nur dann Spaß, wenn er ihn gleich dem somnischen August im Zirkus „heranziehen“ kann.

Das ist der Punkt, über den man nicht hinweggehen, und die Stadtverordneten wären keine Kulturträger, sondern Kulturtrüge, wenn ihnen das Gefühl für diese Unterschiede nicht anginge. Niemand verlangt von einem Berliner Stadtvater, daß er vorzugsweise kunstpädagogisch wirke. Er hat andere Sorgen. Aber man darf von ihm fordern, daß er nichts ausgedehnten Kunstsinnes tue. Er soll die Augen offen haben für die Kunst in Berlin, in dieser Stadt, die so reich in die Höhe schreitet und immer mehr in die Vämmljahre kommt. Das Zeichen der Zeit ist, daß die „Lustbarkeiten“ der Hauptstadt stets geduldvoller und roher, stets oberflächlicher und in affektischen Sinne stitlenloser werden. Darunter leiden die ersten Betriebe aufs äußerste. Wenn die Stadt sich gute und treue Bürger erziehen will, darf sie ihnen nicht nur Volksbäder und Parkanlagen geben. Sie muß auch für eine geistig reine Lust sorgen, und sie muß darauf bedacht sein, daß denjenigen, die überaus den Unterschied zwischen Tanzlokal und vornehmer Theatervorne kennen und sich lieber hier als dort neue Freizeite und Arbeitsloht holen, die eigene Kulturkunde nicht verneuert und verärgert werde. Es liegt etwas unlagar Aufreizendes, es liegt etwas Dämliches in dem Gedanken, daß der bildungsbesessene Einwohner für das feilische Freibad, das er etwa in einer Saubvorstellung sucht, nun eine Art von Strafmandat erhält.

Die Unterscheidung zwischen „Kunstgenuss“ und „Vergnügen“ (wofür der Berliner das bezeichnende Wort „Amüßerbegnügen“ hat) muß gefunden werden. Das ist ohne Zweifel sehr schwer, aber nicht unmöglich. Man könnte das Prinzip der Rückvergütung, das schon auch in unserer wirtschaftlichen Gesetzgebung eine Rolle spielt, auch hier anwenden. Die Stadt tut nichts für die darstellende Kunst: jetzt ist die Möglichkeit gegeben. Gut denn, sie mag die ausschließliche oder vorwiegende Bildungs- und rein künstlerischen Zwecken dienen. Sie gebe den freien Volkstheatern und dem Städtetheater mit der einen Hand sodernd wieder, was sie ihnen schuldig mit der anderen Hand nimmt. Sie gebe diesen Unternehmungen Beistehen — wenn es sein muß, gegen die Verpflichtung, eine bestimmte Anzahl volkstümlicher und künstlerisch wertvoller Vorstellungen zu veranstalten. Noch mehr: warum soll Warum nicht veranlagt werden, für die städtischen Beamten, vorzugsweise für die Lehrer und für genügend reife Schüler einen Abzugsplan zu spielen, und warum soll nicht die Stadt, wenn sie ihn im übrigen mit ihrer Steuer leben und Streben erschwert, die Garantie für eine bestimmte Einnahme aus dieser Veranstaltung tragen? Warum sollen sich nicht ebenso der Stadt Berlin erweisen die schönen Schaleparrabende des Majenaltentums?

Wenn Berlin sich auf diese Weise kunstverständig zeigt, dann verliert die Lustbarkeitssteuer das phylitrische Parfüm, diesen Gekühndurst, der ihr jetzt anhaftet. Und wenn sie dann noch ein weiteres tut, wenn sie die bürgerlichsten Plätze gar nicht oder so niedrig wie nur irgend denkbar besteuert, wenn sie die eigentliche Bildungsschicht in ihren künstlerischen Interessen begreift und hilft, dann mag sie immerhin aus den Luxusplätze heranzuschlagen was irgend sie kann. Es ist fast wucherlich, den Galeriebesucher, der sich einen Schillerabend am Munde abgeparat hat, mit zehn bis zwanzig Prozent des Billettpreises zu belasten. Doch mit der Schönen im ersten Rang des Amüßerbühnen, die einen Fuß für zweiwüdrig Mark trägt, wird niemand Mitleid haben, wenn sie eine oder zwei Mark Steuer zahlen muß. Sie begibt sie ja doch nicht selbst. Und den gut auch nicht.

Aber Steiniger wird rufen: „Steinigt ihn!“ Wo bleibt die Gutmähe, auf die es uns allen ankommt, bei solvel Rückvergütungen und Ermäßigungen? Man könnte darauf erwidern, daß eine Milde mit guten Mitteln erworben, dem Stadtkassier noch immer willkommen sein kann, willkommener als zwei Millionen, wenn geistige und sittliche Interessen darunter leiden. Aber vielleicht bleibt es bei diesen erwünschten zwei und mehr Millionen, wenn es gelingt, die königlichen Theater heranzuziehen. Die Juristen sind wenig; das sind sie freilich immer. Aber muß diese Sache unbedingt juristisch entschieden oder juristisch in die Länge gezogen werden? Sollte es unmöglich sein, die entscheidende Persönlichkeit darüber anzuklären, daß hier ein nobile officium vorliegt? Vielleicht, diese Stelle davon zu unterrichten, daß die Hoftheater, die schon jetzt eine schwere Konkurrenz für die Privatbühnen sind, den Vorzug der Steuerfreiheit nicht annehmen und nicht ausüben dürfen? Daß die behängigen Freunde des Schauspielhauses und die üppigen Besucher des Spermhauses am ehesten etwas zum allgemeinen Besten beitragen können?

Eben hat der Staat Preußen, zu dessen Steuererträgen die Stadt Berlin einen so erheblichen Beitrag leistet, der Krone auf ordentlichem Keller eine überaus reiche Gabe dergbracht. Er hat es mit einer Schnelligkeit getan, über die mancher darbenbe Kriegsveteran den grauen Kopf schütteln wird, und er hat sich die liebe Gabe entschlossen, treuherrig und blaugrün, in der schönen Ueberzeugung, daß ganz anderthalb Millionen davon der königlich preussischen Kunst noch über den bisherigen Bedarf hinaus zugute kommen werden. Welch eine Gelegenheit jetzt zur Revanche! Welch eine feine Aufmerksamkeit, wenn Graf Füllen nun der Hauptstadt des spendablen Königreichs Preußen die Lustbarkeitssteuer — aus dem Taschen seines Theaterpublikums begabte!

Der deutsche Volkshaller in Konstantinopel, Freiherr v. Marschall, hat gestern abend um 10 Uhr Berlin wieder verlassen und sich auf seine Wohnung zurückgegeben, wo er zunächst einen Teil seines Sommerurlaubes zu verbringen gedenkt. Freiherr v. Marschall war telegraphisch nach Berlin berufen worden und hat hier dreitägige Unterredungen mit dem Reichskanzler gehabt, deren Gegenstand die jüngsten Vorgänge im Orient bildeten. Sowohl die englisch-russische Aktion, die sich jetzt eben wieder in der Antage des russischen Ministers des Auswärtigen, Szwoloff, über die türkischen Forderungen zu Tage trat, wie auch das Kretayprobleme — das hier nicht allzu spezifisch beurteilt wird — wurden besprochen worden sein. Gestern war Freiherr v. Marschall zur kaiserlichen Frühstückstafel geladen, abends dinierte er beim Reichskanzler. Die in diplomatischen Kreisen hier und da umlaufenden Gerichte, Freiherr v. Marschall werde den Konstantinopeler Posten in kürzester Frist mit einem anderen vertrauten und Freiherr v. Schoene als Volkshaller nach Konstantinopel gehen, sind durchaus unbegründet.

Die Protestversammlung im Zirkus Busch.

K. A. Als „hochmütige und rebellische“ Männer (uomini orgogliosi o ribelli), als Feinde des Kreuzes Christi, als Männer, deren Gott der Bauch ist“, oder um diese Grobheit des Apostels Paulus etwas zu modernisieren: als materialistische Freßer und Säufer, hat bekanntlich das Rundschreiben Pius' X. an die italienischen Bischöfe aus Anlaß der Vorromäusfeier vom 26. Mai die Reformatoren bezeichnet. Dagegen protestierten gestern mittag unter der Ägide des evangelischen Bundes die Evangelischen Berlins im Zirkus Busch. Trotz der Hitze war der Mielenraum bald bis auf den letzten Platz gefüllt. Die Versammlung zeigte eine ähnliche Zusammenfassung wie jene vor einigen Wochen, die der Frage galt, ob Jesus gelebt habe: sehr viel Jugend und sehr viel Frauen und Männer aus dem Mittelstand. Nur war diesmal protestantische Erziehung und sehr wenig sich vertretend, was sich aus dem politischen Bundesverhältnis zwischen Zentrum und protestantischer Konfession der Erthodie ohne Schmäherigkeit erklärt. Die Erthodie darf ja auf den großen Reich, der da so plump über die Alpen mitten in die höchste schwarze Freundschaft hineingeführt, seinen großen Reiz sehen. Also mußte es im wesentlichen den national-liberal und liberal gefärbten Protestanten überlassen bleiben, den Mund aufzumachen.

Als nun Professor Schmidt, der die Versammlung willkommen hieß, den Wunsch ausdrückte, was hier geredet und gehandelt werde, möge unter dem Geiß der Reformatoren sein, durfte man einigermaßen gespannt sein, wenn man der Art gedachte, wie Luther in solchen Fällen eine Polemik zu führen pflegte, etwa in

Trinkspruch

zu Albert Tracers achtzigstem Geburtstag.
Von Ludwig Fulda. (Nachdruck verboten.)

Beflügelt nahm sich unsre Schritte
Des Lebens festlichstem Altar,
Wenn umgeben in unsrer Mitte
Ein Jüngling weilt im Silberhaar.
Durch seine weisgewordenen Loden
Erinnert er uns nur daran,
Daß ihm der Schnee mit leinen Flocken
Des Herzens Blut nicht löchen kann.
Und weil durch ihn die Welt uns freier
Von Frost und Koff erscheinen mag,
Darum begehrt als Frühlingsfeier
Wir Albert Tracers Jubeltag.
Da schwirren auf des Reimes Schwingen
Die Worte leichter an ihr Ziel;
Denn einen Sänger zu beinahe
Kant nur sein eignes Kantenspiel.
Er, als der Freiheit Fahnenträger
In jedem Sattel kampfbereit,
Weiß nicht nur mit dem blanken Schläger,
Auch mit der Leiter wohl Weisheit.
Am Morgen zur Kanzel mit Affen
Geht er als Iphigens treuer Sohn;
Doch wenn ihm Schaffensnöde packten,
Am Abend auf den Hestlon.

So ward er zwiefach Hort des Rechtes:
Nur was er in sein Lied verflocht,
Hielt er für würdig des Gesefches
Und sang nur das, was er socht.
Dem Wahren, Guten land er Töne
Dem wuchtigstem metallnem Klang;
Jedoch besonders für das Schöne
Lied er entkammt sein Leben lang.
Dies Schöne, dessen Form er meistert,
Dem sein unstillbar Sehnen galt,

Das stets am häcksten ihn begeistert,
Erhien's in weiblicher Gestalt.
Er läßt von seiner Dichtezimne
Der Frauen holdes Baitner wehn,
Und lingt er andachtsvoll von Minne,
So kann ihm keine widerstehn.

Weil seine besten, wärmsten Lieder
Erwähnen folgen ihrer Spur,
Dum ließen ihn die Frauen wieder
Als ihren letzten Trovadour.
Sie sind ihm dankbar für den Pflaster,
Durch den er ihr Geschlecht erhob;
Ja, lobten wir im Mittelalter,
Vängt hieß er Albert Frauenlob.

Wir aber, seine Freunde, loben
Den echten Mann, der ohne Scheu
Und ohne Kost in allen Proben
Sich selbst und seinen Volke treu.
Wie zog er sich die Schlummergehaube
Bei Nacht und Wetter übers Ohr;
In ihm ist Mut, in ihm ist Glaube,
Und seine Lösung heißt: Empor!

Daß im Vertrauen auf große Zeiten,
Von taufend Schlachten nicht erschläfft
Er forscht, für das Volk zu freiten,
Gibt ihm die Burzeln seiner Kraft.
Die Jugend kommt ihm ihren Schimmer
Bewahren auf so lange Zeit,
Weil er als Achtziger noch immer
Im Herzen Achtundvierziger ist.

In allen und in neuen Tagen
Erwies er seinem Namen Ehr';
Was Tracer trägt, ist gut getragen
Und braucht nicht andre Stütze mehr.
Wenngleich das Leben für das Dichten
Ihm rit zu wenig Raum verlieh,
Ein tüdiger Träger seiner Pflichten,
Rein, das war unsrer Tracer nie!

Und doch auf seinem starken Rücken
Nach eigenem Sinn und eigener Wahl
Durch alle Klippen, alle Liden
Trug er und trägt sein Ideal.
Dum als ein ewig reger Träger
„Bergrum“ er sich noch lang nicht Ruh';
Noch ungeschätzte Jahre leg er
Den wohlgetragenen achtzig zu.

Ein Kongress gegen die Hitze.

Mitleidende! Ich höre Euch ringsum leuzen —
süßen — wimmern — ähzen — töhzen. Recht geschieht Euch!
Mühiger! Es gibt in dieser Jahreszeit in Berlin viel zu wenig
Kongresse und Tagungen und Versammlungen ähnlicher
Art. Ich kann mich kaum an mehr als siebenundzwanzig erinnern,
die ich in den letzten Tagen mitgemacht habe. Wo aber,
wo sind die Protestveranstaltungen, die Kongresse gegen
den allgemeinen Feind, der uns vor allem bedrückt? Da berufe
hiermit den ersten Weltkongress, der an der Hitze Leidenden zu-
sammen und gründe eine Ahrbeitsliga. Wir wollen sie den „Hitze-
polband“ nennen und Herrn Peary zum Ehrenpräsidenten ernennen.
Ich gestalte mir, mich als vorbereitendes Komitee zu konstituierten
und gleich einige Vorschläge über die Organisation und Tagesordnung
des Kongresses zu erstatten.

Es ist klar, daß wir der Sonne einstimmig unser Mistfallen ent-
drücken müssen. Ein anderes Nichtverwendbottum nach den Hottelichen
Kometen erdrücken, geradezu erdrücken. Der unsichere Stantonist
kann ja sein Mist bei allen tellurisch-meteorologischen
Uebelständen dieses Jahres nicht mit Gewißheit nachweisen. Ich bin
überzeugt, daß diese malmilchen und energielichen Kundgebungen gegen
den Feind noch andere, ebenso wichtig nicht werden, aber ich
lebele in Zukunft vorzugehen sollen.
Zunächst ist ein allgemeiner Hitzefest zu veranstalten. Warum
sollen nur die Schulen Hitzefest haben? Ich schläge vor, daß die
ganze Menschheit sich vierzig Tage lang einfach ins Wasser legt und
so die Weltregierung zwingt, nachzugeben.
Ferner hat der Kongress zu beschließen: Auf allen Thermometern
werden die Wärmegrade über fünfzehn abgebrochen oder wenigstens